Nummer 14. Berlin, Montag 5. April 1897.

Der Zeitgeist

Beiblatt zum „Berliner Tageblatt"

Verantwortl. Redakteur: Dr. jur. E. Grüttefien in Berlin.

Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Militärische Schriften weiland Kaiser Wilhelms des Großen.*)

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Hoenig.

Am 6. Oktober 1896 befahl der Kaiser dem Kriegsministe-rium die Herausgabe der wichtigeren bei ihm aufbewahrten militärischen Schriften Kaiser Wilhelms des Großen. Bis zur Centenarfeier stellte das Kriegsministerium das bereits an-gezeigte zweibändige Werk von mehr als 71 Druckbogen fertig. Die erstaunliche Leistung wird namentlich von Den-jenigen anerkannt, die mit den Schwierigkeiten archivalischer Publikationen vertraut sind. Die Herausgabe, deren Leitung, wie wir hören, in den Händen des Geheimen Kriegsraths Lehmann gelegen hat, ist mustergiltig und über-trifft an Sorgfalt sowie namentlich an den für Historiker so werthvollen erläuternden Fußnoten sehr bedeutend die Ar-beiten ähnlichen Charakters des Generalstabes. Vielleicht ist es gut, daß weitere Kreise durch diese Publikationen in die Lage versetzt sind, hierüber einen Vergleich anzustellen. Der Inhalt der beiden Bände umfaßt die Zeit von 1821—1865 und betrifft schlechthin alle Angelegenheiten von Bedeutung der Armee in Bezug auf ihre Ausbildung, Erziehung und Organisation. Die Zahl der eigenhändigen Nieder-schriften des Schöpfers der heutigen Armee ist aber doch verhältnißmäßig gering. Die meisten Dokumente sind vom Büreaupersonal geschrieben, ihre Konzepte vielfach nicht mehr vorhanden. So sagen wenigstens die bezüglichen Noten. Wir haben jedoch das Gefühl, daß die Konzepte zum großen Theil hätten ermittelt werden können; denn sie müssen sich unseres Erachtens in den Akten des dritten und Gardekorps befinden. Wahrscheinlich hat die Eile der Herstellung derartige Nachforschungen untersagt. Für die Beurtheilung des „alten Kaisers" sollte jedoch keine Mühe gescheut werden, den ersten Entwürfen und Konzepten nach-zuspüren, weil nur auf diesem Wege die Priorität der Gedanken festgestellt werden kann. Dies ist aber bei jeder historischen Figur der Hauptgesichtspunkt für die Erkenntniß ihrer Bedeutung. Wir sind des-halb auch überzeugt, daß dies bei einer zweifellos nothwendig werdenden Neuausgabe nachgeholt wird. Da aber alle Dokumente in der Reinschrift die Unterschrift des „alten Kaisers" tragen und außerdem vielfach sachlich wichtige Korrekturen von seiner Hand aufweisen, so werden sie gemäß den von ihm aufgestellten Grundsätzen auch wohl aus-gearbeitet worden sein. Immer ist jedoch der kommissa-rische Charakter sehr vieler Dokumente zu berücksichtigen.

Die Kommissionen bestanden aber immer aus den hervor-ragendsten Männern der Zeit. Es ist unmöglich, dem Leser nur mit einigen Erläuterungen eine Skizze des Stoffes dieser Publikationen darzubieten. Eine kritische Beurtheilung verbietet sich natürlich erst recht. Wir wollen aber versuchen, das Geistesleben des Autors dem Leser an solchen Aussprüchen wenigstens bis zu einer gewissen Grenze vorzuführen, welche bisher nicht bekannt geworden sind, und die einen tiefen Eindruck in sein Verstandes- und Gemüthsleben ge-währen. Die Reife des Urtheils, die strenge Sachlichkeit, die Energie der fortgesetzten Arbeit, die Kenntnisse, die Umsicht und die rücksichtslose Ehrlichkeit des Autors bei so verhältniß-mäßig jungen Lebensjahren sind überraschend. Damit dem Leser hierüber ein Urtheil möglich werde, fügen wir den Aussprüchen die bezüglichen Jahreszahlen bei. An vielen Stellen tritt auch eine Seite hervor, die bis-her nur sehr Wenige erkannt hatten. Es ist die philosophisch klare Art der Begründungen der Grundsätze und Gesichts-punkte und das klare Urtheil, zu dem der Autor sich durch-ringt. Dieses geordnete philosophische Denken erinnert an die Weltweisheit eines erfahrenen Greises, der gewissermaßen, auf seinen langen Lebensweg zurückschauend, sein Urtheil zum allgemeinen Besten abgiebt. Und doch fallen die Aussprüche in das Alter der zwanziger und dreißiger Jahre.

Vom Jahre 1821 rührt der nachfolgende Ausspruch über die Aufgabe eines Infanteriereglements: „Es ist aber dabei möglichst vermieden, durch Häufung von Detailbestimmungen dem Führer größerer Truppenabtheilungen die Freiheit in der Wahl seiner Mittel zu sehr zu hemmen, da von dem freien Gebrauch seine Wirksamkeit im Felde so unbedingt ab-hängt." Dieselbe Sentenz findet sich in Folgendem: „Dieser Grundsatz der Formation in Avantgarde, Corps de Bataille und Reserve gilt für jede große und kleinere Truppen-abtheilung, er wird aber in der Anwendung durch die Ver-hältnisse und Maßregeln des Feindes, durch die Zwecke, die man erreichen will, die Natur des Terrains u. s. w. so mannig-faltig modifizirt, daß es dem Urtheil des Befehlshabers über-lassen bleiben muß, für das jedesmalige Bedürfniß die passendste Aufstellung zu wählen." Wer kann sich wundern, daß der spätere Monarch nicht die mindeste Eifersucht kannte, und daß sich unter solchem System so schöne, unabhängige Charaktere entwickelten!

„Um ihm einen Beweis der Zufriedenheit mit seinem Eifer für den Dienst und eine vortheilhafte Gelegenheit zu geben, sich für höhere Verhältnisse seines militärischen Berufes aus-zubilden," übertrug der König dem Prinzen Wilhelm am 4. April 1823 den Vorsitz der Kavalleriekommission. Für den Geist des von ihr erstatteten Berichts ist folgende Stelle be-zeichnend: „Meiner Meinung nach würde diejenige Formation die vortheilhafteste sein, welche unter jedem Verhältnisse die-selbe bliebe, und wo Führer und Untergebene durch das Bei-einandersein in jeder Lage sich gegenseitig kennen lernen. Ich würde daher vorschlagen, eine Kürassier- und eine Ulanen-division zu formiren, in zwei Brigaden, zu zwei Regimentern, und jeder Waffe ihren eigenen Divisionär vorzusetzen."

Ueber denselben Gegenstand findet sich unter dem 12. Juni 1823 folgender Ausspruch: „Die Erfahrungen aller Kriege über die Anwendung der Kavallerie liefern den Beweis, daß zufolge ihrer Eigenthümlichkeit und der Einflüsse, welche das Terrain sowohl als andere äußere Umstände auf sie haben, keine Stellung oder Bewegung als unbedingte Norm für sie gegeben werden kann. Denn so viel Veränderungen die Taktik der Kavallerie erfahren hat, so sind in allen so-wohl Siege erfochten als Niederlagen erlitten. Allein bei allen diesen Veränderungen sind gewisse Grundsätze sichtbar, deren richtige Anwendung sich stets bewährt gezeigt hat, wogegen die Vernachlässigung fast immer die Bestrafung mit sich führte. Jeder Führer einer größeren Kavallerieabtheilung muß mit ihnen bekannt sein; ihm ge-nügen diese Andeutungen, er wird sie mit raschem Entschluß und gleich schneller Ausführung bei Gewährung des günstigen Moments den Umständen anzupassen wissen, dabei stets im Auge behalten, daß eine kräftige Offensive allein das Haupt-prinzip der Kavallerie ist, und sich nicht zu halben Maßregeln verleiten lassen, die gewöhnlich schlimmer als gar keine sind."

Als kommandirender General des 3. Korps widmete Prinz Wilhelm sich mit größtem Eifer dem gesammten Dienst-betrieb in demselben. Da ist es wieder merkwürdig, daß von ihm unterm 28. Dezember 1824 die Gesichtspunkte auf-gestellt werden, welche für die Ausbildung der Einjährig-Freiwilligen festgehalten werden sollten. Alles, was in dieser Hinsicht seitdem geschehen ist, fußt auf ihnen. Die Bedeutung dieses Geschehnisses kann nur Der ermessen, welcher berücksich-tigt, daß zu damaliger Zeit die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen in vieler Hinsicht geradezu in Versumpfung gerathen war. Da war es eine rettende That, daß der Prinz von Preußen in seiner Eigenschaft als kommandirender General den besseren Weg zeigte, ihn sofort selbstständig be-schritt und in seiner Stellung als Prinz von Preußen und Sohn des Königs auch Mittel und Wege fand, seinen Grund-sätzen allgemeine Anerkennung zu verschaffen.

Unter dem 8. Januar 1825 geschah von Seiten des Prinzen von Preußen ein Schritt von grundlegender Bedeutung für das, was der Autor in späteren Zeiten immer mit dem Namen „Armeegeist" oder „militärischer Geist" bezeichnet. Der General-adjutant v. Witzleben hatte die Einsetzung einer Kommission erwirkt für die Beförderung der Kapitäne zu Stabsoffizieren. Prinz Wilhelm wurde Präses dieser Kommission und be-gleitete das Gutachten mit einem Schreiben an den König. Darin heißt es: „Bei den Berathungen über den vorliegenden wichtigen Gegenstand ist vor allem ein Punkt in die Augen springend gewesen und von allen Mitgliedern der Kommission einstimmig als Hemmniß für die Möglichkeit der Erlangung des vorgesteckten Zieles erkannt worden. Doch durfte die Kommission dieses Punktes in ihrem Bericht ehrfurchtshalber nicht er-wähnen. Dagegen darf ich auf Ihre Gnade und Nachsicht rechnen, wenn ich das Be-treffende jetzt erwähne.

Alle Vorschriften an die Vorgesetzten, wie sie ihre Unter-gebenen zu beurtheilen haben, um daraus deren Qualifi-kationen für höhere Posten abzuleiten, werden unzureichend sein, sobald diese Vorgesetzten selbst nicht ihrer ganzen Individualität nach ausgezeichnet dastehen und zu der bestimmten Voraussetzung Anlaß geben, daß man auf ihr Urtheil fest bauen könne. Es ist daher ein Haupterforderniß, daß die Posten in der Armee vom Regimentskommandeur (inklusive desselben) aufwärts nur mit in allen Beziehungen ausgezeichneten Offizieren besetzt sind. Unsere Armee kann sich in dieser Beziehung gewiß nur glücklich schätzen, wenn sie sieht, wie dieses Erforderniß stets bei Besetzungen berück-sichtigt worden ist. Aber dennoch sind viele höhere Offiziere in der Armee angestellt, die nur mittelmäßig, um nicht mehr zu sagen, ihre Posten ausfüllen." — — — — — —

„Bleibt dagegen so Mancher auf seinem hohen Posten, der nicht die völlige Qualifikation zu demselben hat, so ist er auch unstreitig das Hemmniß zur Beförderung seiner Unter-gebenen, indem er das Talent nicht zu erkennen, nicht zu be-urtheilen vermag. Jeden, der mit ihm auf gleicher Bildungsstufe steht, wird er natürlich für qualifizirt zur Beförderung finden, und so wird es klar, daß man unter solchen Um-ständen niemals den Zweck erreichen wird, der vorgesteckt ist, nämlich nur wirklich ganz geeignete Individuen höher zu poussiren. Denn der Beurtheilende vermag nicht richtig zu urtheilen.

Ich muß unterthänigst um Verzeihung bitten, wenn ich unaufgefordert diesen Schritt thue. Aber das Wohl der Armee liegt mir zu sehr am Herzen, und der Augenblick, der-selben einen Dienst zu leisten, scheint mir zu günstig, als daß ich es nicht hätte wagen sollen, das Gesagte auszusprechen.

Der jetzige Augenblick genutzt — und die Armee wird sehen, welche Art von Offizieren ihr vorleuchten sollen.

Ihr gehorsamster Sohn Wilhelm."

Dieses Schriftstück ist eigenhändig niedergeschrieben; es ist in dieser Sammlung das erste, welches die Eigenschaft des Prinzen von Preußen erkennen läßt, die einen so wesentlichen Theil seiner späteren Größe bildet, seine Menschen-kenntniß. (Ein Schlußartikel folgt.)

*) Verlag von Mittler u. Sohn (Berlin).

Ein Hafen im Monde.

Von [Nachdruck verboten.]

Richard Le Gallienne.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

Niemand ist so hoffnungslos im Unklaren über den Mond wie der Astronom — und ich warne Sie, seinen Bemerkungen über den Mond je Aufmerksamkeit zu schenken. Er weiß über den Mond genau so Bescheid, wie der Coiffeur über die Träume der schönen Dame, deren Kopf seine Kunst verschönt. — Es giebt blos eine Meinung über den Mond — nämlich unsere eigene —, und wenn Sie glauben, daß die Wissenschaft dadurch geschmälert wird, so be-denken Sie doch, was die Wissenschaft aus Dingen macht, die ihr nahe zur Hand sind. — „Liebe", behauptet sie, „ist nichts anderes als das Spiel zwischen Stempel und Staubfaden" — unsere ent-zückendste Poesie ist „Entartung" — und das menschliche Leben im Allgemeinen ist genügend erklärt durch die „Kohlenstoffverbindung". Du grundgütiger Himmel! Wenn die Wissenschaft sich solcher grotesker Irrthümer schuldig macht über strahlende Dinge dicht unter ihrer Nase, wie könnte man daran denken, ihre Meinung gelten zu lassen in Dingen, die so entlegen sind wie die Sterne, oder selbst über den Mond, der verhältnißmäßig näher zur Hand ist. — Die Wissenschaft bedeutet uns, daß der Mond eine todte Welt ist, ein gespenstisches Schiff mit einer Mannschaft von Skeletten, jeder Lebens-kraft längst beraubt. Es ist das Gespenst, das jeden Abend sein Grab verläßt, den treulosen Geliebten heimzusuchen. — Es ist ein Land voll alter Silberminen, Jahrhunderte ungenützt. Sie können durch Ihr Teleskop die mächtig dunklen Schäfte sehen, das morsche Balkenwerk, die rostigen Spitzhauen und Schuppen. Oder Sie können sagen, daß es Truggold sei, gemünzt, junge Thoren damit zu närren, deren Augen davon gebannt sind. —

Gleichviel, wie dem auch sei — aber ich gehöre zu Endymions Geschlecht, und Niemand stand je auf vertrauterem Fuße mit dem Monde als ich — für mich ist der Mond ein Land voll großer See-häfen, wohin alle Schiffe unserer Träume einlaufen. Von allen Weltgegenden, jeden Tag der Woche, segeln Schiffe nach dem Monde — sie sind die Schiffe, welche auslaufen, wann und wohin wir immer mögen. — Man nimmt die Ueberfahrt nur unter dieser Bedingung — und es ist lächerlich, um welchen Spottpreis der Kapitän Sie willkommen heißt auf einer so langen Reise. Wenn man zurückzukommen wünscht und nur eben einen letzten Blick werfen möchte auf „diese Küsten von Rosen und Perlen" — giebt er sich mit einem Glase funkelnden Weines zufrieden, und wenn der Kapitän sehr gütig ist, genügt eine Blume, um Sie hin und wieder zurückzubringen. Wenn man ganze Tage dort verweilen möchte, aber doch zurückkehren will, träumerisch und wundersam, dann be-darf es nur einer dunklen Wurzel, die man in einer Silber-pfeife raucht, oder man trinkt eine kleine Phiole Mohn-saft — und so träumt man sich in das Land der Herzenswünsche hinüber. Doch wenn man weise ist und in dem Lande ewig bleiben möchte, sind die Bedingungen sogar noch leichter — ein kleines Pulver in Wasser aufgelöst, ein winziges Stückchen Blei, von der Größe einer Erbse — ein Blitz — und du bist für ewig in dem Traumreiche deiner Wünsche. —

Ich träumte letzte Nacht, ich stände auf dem stürmischen Hafen-damm. Die Maschine schnaubte gegen den Quai wie Arme, die rüstig ausgreifen, um mit der Arbeit fertig zu werden. Der gebräunte Kapitän stand reisefertig auf der Brücke, und die schrillen Töne der Glocke ließen ihre ungeduldigen Mahnrufe zur Abfahrt ertönen. Der Kapitän blickte jedem neuen Ankömmling prüfend ins Gesicht. —

„Ist es für die lange Reise?" — fragte er.

„Ja, für die lange," sagte ich, und seine strengen Augen schienen sich bei meiner Antwort zu sänftigen. Endlich waren wir alle an Bord, und im Nu war das Land außer Sicht. Aber einmal in voller See, schien es, als ob wir unseren Hafen im Monde nie erreichen könnten — so dünkte es mir, als ich schlaflos in meiner kleinen Kabine lag, dem geduldigen Pochen und Hämmern der großen Maschine lauschend, die an die Rippen des Schiffes schlug wie ein menschliches Herz. Indem ich über unsere Mitreisenden Umschau hielt, war ich erstaunt, zu erfahren, daß wir nicht alle freiwillige Passagiere waren. Viele sagten, sie wären noch vor einigen Tagen ihren Geschäften nachgegangen, als plötzlich ein geheimnißvoller Kapitän sich ihrer bemächtigte und sie zwang, in das unbekannte Land zu steuern — so, ohne ein Wort der Warnung, mußten sie alles, was ihnen theuer war, hinter sich lassen. — Dies dünkte uns ein wenig hart von dem Kapitän, aber Diejenigen von uns, deren Wünsche das gerade Gegentheil waren, welche theure Angehörige auf der drübigen Seite hatten, Alle, deren Hoffnungen dort wurzelten, waren zu eigensüchtig, zu erwartungsvoll, zum Hafen zu gelangen, um es dem Kapitän ernstlich nachzutragen. — Dort harrten meiner drei geliebte Menschen, denen mein Besuch gelten sollte — zwei junge Liebende, welche gleich nach ihrer Vereinigung zu dieser Mondkolonie ausgewandert waren, — und dann war noch eine Andere. Welche Ueberraschung würde es für alle drei sein, denn ich hatte keine Botschaft geschickt, meinen Besuch zu künden; es war ein plötzlicher Impuls, ein Blitzstrahl lang zurück-gedämmter Wünsche. Ich versuchte, mir auszumalen, wie die Stadt aussah, in der sie lebten; ich befragte den Kapitän, und er sagte mit traurigem Lächeln, daß es gerade so sein würde, wie ich es gern träume. Nun, dachte ich, es wird eine große wogende Seebucht sein, mit mächtigen atlantischen Winden, welche die Segel der geschäftigen Schiffe schwellen und flattern machen, — Schiffe, welche mit frohem Lachen in die Heimath einfahren, Schiffe, welche mit traurigen Ab-schiedsklagen, gleich Mövenrufen, in See stechen, — und das kosende wirbelnde Wasser ist auf jedem Ufer eingedämmt durch mächtige Granitmauern, — und auf einem Ufer erhebt sich eine hochragende Spirale mit einem Mißklang von Glocken und einem Gewirr von Masten, — und unterhalb der Glocken und Maste münden Straßen von dem Strand, voll trauter Gesichter und erfüllt von dem erquickenden Theerduft der See. — O Kapitän, wird es Morgen oder Abend sein, wenn wir zu meiner Stadt kommen? Am Morgen ist meine Stadt wie eine seeverwehte Rose, am Abend wie der strahlende Stern des Schiffers.

Wenn es früh am Morgen ist, was werde ich da thun? Ich werde zu dem Hause eilen, wo meine Freunde im beglückten Schlafe ruhen, um nie wieder getrennt zu werden, — zu dem verhüllten Fenster werde ich eine Kußhand werfen, und dann werde ich forteilen, immer weiter, bis die Stadt hinter mir liegt, und der Duft der Wiesen mich umfängt, — und im Laufe werde ich Blumen pflücken und im Ueberschwang der Freude immer weiter eilen, und dann endlich erhitzt und athemlos werde ich an ihr Fenster kommen, — dort werde ich still stehen und lauschen, — und ich werde ihren Athem spüren hinter den bergenden Vorhängen, und der lautlose Garten und das schweigende Haus werden mir Stille gebieten, — aber ich werde einen mächtigen Jubelschrei den Morgensternen entgegenjauchzen und sagen: ich will nicht still sein — mein ist die Stimme, der sie im Schlummer entgegenlauscht, sie wird wieder erwachen für keine andere Stimme als die meine — Liebste. Liebste wach' auf, der Morgen aller Morgen ist da! — — — —

Indem ich schreibe, blickt der Mond wie eine Madonna von dem Himmelszelt. In ihm ist die Schönheit aller Augen, die zu ihm aufgeblickt, die Traurigkeit aller Thränen, die diese Augen geweint — eine Silberurne, schimmernd von den Thränen todter Liebender. — — Ja, es giebt Seehäfen im Monde — es giebt Schiffe, uns hinzusegeln. — — — —

Moderne Agrarpolitik.

Von [Nachdruck verboten.]

Marcus Agricola.

In den modernen Kämpfen des Agrarierthums gegen die anderen Berufsstände haben sich deren eifrigste Vertreter immer wieder darauf berufen, wie alle ihre mit so großem Eifer verfochtenen Anschauungen, daß die Landwirthschaft den wichtigsten Stand im Wirthschaftsleben der Völker bilde, von den Lehrern der Volkswirthschaft ebenfalls rückhaltlos vertreten werde. Mochten die Liberalen dem gegenüber auch einwerfen, daß kein Stand vor dem anderen Vorrechte beanspruchen dürfe, jener Hinweis auf die Vertreter der modernen Wissenschaft hat doch nicht leicht seine Wirkung bei der großen Menge verfehlt. Darum ist es zu begrüßen, daß aus dem Lager der Volkswirthschaftslehrer sich wieder Stimmen erheben, die jene Anmaßungen des Agrarierthums zurückweisen und, gestützt auch auf ihre genaue Kenntniß der Vergangenheit, geübt, gestellte Probleme nicht nur einseitig agrarisch, sondern nach allen Richtungen hin durchzudenken, zu den Ansichten gelangen, die der Liberalismus seit langen Jahren vertritt, und die leider aus dem Kreise der Universitätslehrer und ihrer Schüler mehr und mehr verschwunden waren. Als ein Zeichen der begonnenen Wandlung bei Lehrern und Schülern der Volkswirthschaftswissenschaften und der Rückkehr zu den mehr individualistischen Anschauungen begrüßen wir darum das soeben von Lujo Brentano*) veröffentlichte Buch über Agrarpolitik. Dasselbe giebt, wie der Verfasser in seiner Vorrede sagt, im Wesentlichen die Vorträge wieder, die er über Agrarpolitik den Studenten gehalten; wobei er sich auch bemühte, das, was die theoretische Betrachtung der Natur der Dinge ergab, in spezieller Anwendung auf die wirthschaftlichen Elemente des Agrarwesens darzustellen. Namentlich ist es ihm auch darum zu thun, der Ueberschätzung der Verwaltungsmaßregeln entgegenzutreten. Gegenwärtig glaube man nur gar zu gern, es komme nur darauf an, die richtigen Männer an die richtige Stelle zu setzen, um alles vom Staate zu erreichen. Das ist in einer Zeit, da die verschiedenen Sonderinteressen danach streben, die Gesammtheit sich dienstbar zu machen, ein geradezu gefährlicher Zustand. Die Führer dieser Sonderinteressen finden darin geradezu eine Aufforderung, sich in den Besitz der politischen Gewalt zu setzen, um dem Ganzen die abentheuerlichsten Projekte aufzuzwingen, von denen sie sich eine Förderung ihrer Sonderinteressen versprechen.

In seinen Untersuchungen über die Behauptung der Agrarier, daß Deutschland ganz gut allein seinen Verbrauch an Getreide decken könne, kommt Brentano zu dem Schlusse, daß mit einer solchen Ausdehnung des Getreidebaues die deutsche Landwirthschaft und damit die deutsche Volkswirthschaft einen kolossalen Verlust erleiden würde. Denn die deutsche Arbeit und das deutsche Kapital würden damit veranlaßt und genöthigt, aus Verwendungen, in denen sie nicht nur ihren Inhabern, sondern auch der gesammten Volkswirthschaft einen weit größeren Ueberschuß des Rohertrages über die aufgewandten Kosten abwerfen, sich zurückzuziehen, um im Getreidebau zwar den einzelnen Inhabern einen größeren, der gesammten Volkswirthschaft aber einen geringeren Ueberschuß des Rohertrages über den gemachten Aufwand zu erzielen. Damit würde die deutsche Volkswirthschaft nicht nur einen Verlust erleiden, sondern sie würde auf die Dauer gar nicht mehr bestehen können. Denn nach der Berufszählung von 1895 leben nur noch 35,74 Prozent der deutschen Bevölkerung von der Landwirthschaft, dagegen 50,64 Prozent von Handel und Industrie. Nur der große Aufschwung, den letztere genommen, ermöglicht, daß heute 52 Millionen Menschen auf deutschem Boden leben. Was von liberaler Seite oft genug ausgesprochen und betont ist, wird von Brentano wissenschaftlich begründet, daß jene 50 Prozent von Handel und Industrie lebender Deutschen einen verhältnißmäßig größeren Antheil an den öffentlichen Lasten tragen als die Landwirthschaft. Würde der Getreidepreis in Deutschland so hoch getrieben, daß der gesammte Getreidebedarf in Deutschland erzeugt würde, so hieße das, daß die Wirthschaften, welche jetzt schon die Hauptlasten unseres Staatswesens zu tragen haben, den Wirthschaften der Landwirthe noch enorme Zuschüsse aus ihren Wirthschaften leisten müßten, damit die Landwirthe den Gesammtbedarf an Getreide herstellen könnten. Damit aber könnte unsere industrielle Bevölkerung nicht länger bestehen; denn damit sie existiren könne, muß sie für mehr als 3 Milliarden Mark exportiren. Die Steigerung der Getreidepreise auf die zur heimischen Erzeugung des Getreidebedarfs nöthige Höhe würde diese Ausfuhr vernichten. Damit müßten alle jene Wirthschaften aufhören, und damit verlören die Landwirthe auch die Kundschaft, welche ihnen die höheren Getreidepreise bezahlen könnte. Somit würde jene Steigerung der Getreidepreise, wie sie nöthig wäre, damit Deutschland seinen Getreidebedarf selbst erzeugte, schließlich auch den Ruin der Landwirthschaft selbst herbeiführen.

Bedarf es aber eines so ruinösen Vorgehens der Landwirthe oder einer so starken Zollerhöhung, um den Landwirthen aus ihrer Noth zu helfen? Diese haben es völlig in der Hand, zu anderen Betriebsweisen überzugehen und in ihren Wirthschaften entweder lohnendere Produkte herzustellen oder auch durch intensivere Bearbeitung des Bodens erhöhte Getreideerträge zu gewinnen. Das trifft nicht blos für die begünstigten Landstriche zu, sondern auch für die weniger begünstigten Wirthschaften, die in den heiligen römischen Reiches Streusandbüchse liegen. Von solchen Bauernwirthschaften wird berichtet, wie die Verwendung von Kunstdünger den Erfolg und die Rentabilität der Güter herbeigeführt habe, so daß die Besitzer sich wohl höhere Getreidepreise wünschten, aber doch erklärten, auch bei niedrigen Getreidepreisen bestehen zu können. Denn während sie noch vor fünf Jahren mit dem vierten Korn zufrieden gewesen wären, hätten sie jetzt bei Anwendung von Kunstdünger das siebente bis achte Korn, und der Hafer liefere, wenn er künstlich Phosphorsäure und Stickstoff bekäme, den dreifachen Ertrag gegen früher. Namentlich aber sei der Viehstand bei Anwendung von Kunstdünger sehr gestiegen; man halte viel Jungvieh, und augenblicklich würden Milchkühe mit 130—140 Thaler bezahlt. Dabei sei doch etwas zu verdienen. In den meisten Ortschaften der dortigen Gegend ginge es den Bauern ganz gut, und selbst die kleineren Besitzer, die durch Ankauf von Parzellen aus ausgeschlachteten Gütern in Schulden gekommen wären, kämen doch noch vorwärts und könnten ohne Stocken ihren Verpflichtungen nachkommen.

Wenn also die kleineren Besitzer vorwärts kommen können, so sollte man das von den größeren, denen doch noch mehr Kapital zur Verfügung steht, und die sich auch eine bessere landwirthschaftliche Bildung aneignen können, erst recht erwarten können. Aber hier stehen gerade alle die viel gepriesenen agrarischen Heilmittel, mit denen jetzt unser vielgewandter Herr Finanzminister die Landwirthe theils beglückt hat oder doch noch beglücken möchte, im Wege.

Es ist oft genug hervorgehoben worden, daß ein Theil des Grundbesitzes seinen Besitz zu hoch beim Ankauf bewerthet hat, indem nicht nur die bei rationeller Bewirthschaftung zu erwartenden Beträge als Maßstab dienten, sondern theils Spekulationen auf noch weiteres Steigen der Bodenpreise zum Erwerbe veranlaßten, oder auch reich gewordene Kaufleute und Industrielle, welche die mit dem Grundbesitz thatsächlich verbundenen gesellschaftlichen und politischen Vorrechte genießen wollten. Grundbesitz ohne besondere Rücksicht auf den Ertrag erwarben. Nun ist es Sache des Einzelnen, ob er aus spekulativen Gründen oder wegen der mit dem Grundbesitz verbundenen Ehren den Grund und Boden zu hoch bezahlen will. Aber es ist nicht angängig, daß, wenn der Boden um Nebenvortheile willen zu hoch bezahlt ist, nun die Oeffentlichkeit mit Klagen erfüllt wird, daß der zu hohe Preis neben diesen Vortheilen nicht auch noch eine hohe Rente bringt, und daß die Grundbesitzer ihren Einfluß dazu benutzen, um Fruchtpreise und Bodenrente, wo sie aus natürlichen Gründen sinken würden, künstlich bis zur Verzinsung des gezahlten Bodenpreises zu steigern.

Anstatt daß nun alle von der Konkurrenz des Auslandes Betroffenen ihr Wirthschaftssystem änderten und zu einer intensiveren Bewirthschaftung übergingen, bekehrten sich die meisten Landwirthe zu den bekannten „großen Mitteln", zum Schutzzoll, und verstiegen sich bis zum Antrag Kanitz, der die Monopolisirung des Getreidehandels in den Händen des Staates und damit eine künstliche Hochhaltung der Bodenwerthe herbeizuführen strebte. Wie Brentano aber mit Recht hervorhebt, beruht die Ueberlegenheit des Auslandes und unsere mangelnde Konkurrenzfähigkeit gerade darauf, daß dort die Bodenpreise niedriger sind als bei uns. Mit der Steigerung der Getreidepreise bei uns werden also nur unsere Bodenpreise höhe[illegible] und damit unsere Landwirthschaft noch kon[illegible] kurrenzunfähiger. Von dem anderen großen Mitte[illegible] der Verschlechterung der Währung durch Wiede[illegible] einsetzung des Silbers als Münze, die Brentano ebenfall[illegible] bekämpft, brauchen wir hier nicht zu sprechen, sie würde [illegible] einer völligen Zerrüttung des Wirthschaftslebens führen.

Aber als ganz besonders schädlich betrachte[illegible] Brentano die Gebundenheit des Bodens, ma[illegible] sie nun in der Form des Anerbenrechts oder da[illegible] Fideikommisse auftreten. Damit steht Brentano ga[illegible] direkt im Gegensatz zu den sonst namentlich für Preußen [illegible] agrarischen Fragen maßgeblichen Männern wie Schmolle[illegible] Sering, Miaskowski. Diese Stellungnahme ist um so me[illegible] von Interesse, als der Verfasser an einer anderen Stelle ei[illegible] mal bekennt, daß er die Anschauungen dieser Männer [illegible] lange getheilt habe, als er nicht selber auf agrarischem Gebie[illegible] habe Forschungen anstellen können, und so hat auch ein[illegible] der Schüler Brentanos bereits vor zwei Jahren für Brea[illegible] die Anerbenfolge als schädlich für die bäuerliche Wirthsche[illegible] erwiesen.

Die Nachtheile des gebundenen Besitz[illegible] treten nach Brentano in der Weise zu Tag[illegible] daß einmal in vielen Gegenden die Geschlosse[illegible] heit des Besitzes so stark ist, daß nur sehr selt[illegible] Grund und Boden verkäuflich ist, und daher [illegible] Bodenpreise sehr hoch sind, womit die oben geschilder[illegible] Uebelstände verbunden sind. Ferner verwenden d[illegible] Besitzer von Anerbengütern und Fideikom[illegible] missen ihr Kapital nicht auf Meliorationen [illegible] denn das so aufgewendete Kapital wird untrennbar [illegible] dem Boden verbunden und bleibt nicht für nach[illegible] borene Kinder. Für diese kann der Besitz[illegible] eines so geschlossenen Gutes nur sorge[illegible] indem er möglichst wenig von den Erträ[illegible] nissen seines Besitzes oder gar von seine[illegible] sonstigen Vermögen auf Verbesserungen ve[illegible] wendet.

Ebenso verwirft Brentano auch die Fe[illegible] legung einer Verschuldungsgrenze, denn da[illegible] würde tüchtigen Landwirthen, die sich heraufarbeiten könn[illegible] der Erwerb eines eigenen Besitzes und die allmälige [illegible] tragung der Schulden fast unmöglich gemacht. Daß tüch[illegible] Landwirthe trotz starker Verschuldung vorwärts komm[illegible] können, dafür verweist Brentano auf den Vater seines Halle[illegible] Kollegen, Geheimraths Conrad, der nur ein Neuntel seines G[illegible] angezahlt und doch ein Vermögen darauf gemacht h[illegible] Ebenso wenig hätten die Rentengüter in der Art, wie sie [illegible] dem Anerbenrecht unterworfen sind, etwas genützt. Ge[illegible] die Unterstellung unter dieses Erbrecht hätte die Möglich[illegible] Parzellen in Form von Rentengütern abzuzweigen und zu [illegible] wirthschaften. So hatten nach 1891 polnische Bauern z[illegible] reich Rentengüter erworben, und nicht nur daß die auf [illegible] Hofe des Erwerbers bleibenden Kinder eifrig arbeiteten, [illegible] das Gut in Stand zu setzen und zu meliorisiren, auch die st[illegible] verzogenen Kinder schickten ihre Ersparnisse zu dem glei[illegible] Zwecke nach Hause, um dem Familienhaupte die Abzahl[illegible] des Gutes zu ermöglichen. Das ist jetzt ausgeschlossen, [illegible] alle Vortheile davon nur einem Einzigen zufallen würde[illegible]

In seinem Buche hat Brentano einen starken Beweis d[illegible] erbracht, wie verkehrt die ganze bisherige preußische A[illegible] politik gewesen, und wir begrüßen dieses Buch, dessen Le[illegible] wir jedem Politiker empfehlen, als ein Zeichen dafür, daß [illegible] von Brentano die Ausbildung einer Anzahl Schüler erwo[illegible] dürfen, die nicht auf die offizielle preußisch-deutsche Ag[illegible] politik eingeschworen sind.

*) Agrarpolitik. Ein Lehrbuch von Lujo Brentano. I. Theil. Theoretische Einleitung in die Agrarpolitik. Stuttgart 1897.

Fünfzehn Jahre Rückschritt in der englis[illegible] Armee.

Von [Nachdruck verbo[illegible]

Ed. Mygind.

Aus Malta.

Während meines kurzen Aufenthaltes in Valetta [illegible] der Fahrt nach Konstantinopel, konnte ich es mir nicht [illegible] sagen dem Brigadeexerzieren einiger Regimenter beizuw[illegible] und auch sonst einen Einblick in die Leistungen [illegible] Truppen von heute zu gewinnen. Wenn ich sage, [illegible] meine erste Bekanntschaft mit der britischen [illegible] vom Ende der siebziger Jahre stammt, daß ich in der [illegible] für längere Zeit mit ihr in mehr oder weniger enge[illegible]

Erzherzog Stephan.

Briefe an Wilhelm Haidinger.*)

Von [Nachdruck verboten.]

Clara Schreiber.

Dem alten Erzhause Oesterreich fehlt es nicht an markanten Persönlichkeiten. Wir nennen nur aus der jüngsten Vergangenheit den Reichsverweser Erzherzog Johann, den unglücklichen genialen Johann von Toskana, bekannter als Johann Orth, aus der Gegenwart und rücken eine der interessantesten Erscheinungen aus der Halbvergangenheit in den Brennpunkt.

Wir meinen einen der edelsten Sprossen des alten Erzhauses, den viel- und rühmlichst genannten und doch so schwer gekränkten Palatin Ungarns, den Erzherzog Stephan. Dieser älteste Sohn des Palatins Josef gehört zu den eigenartigsten fürstlichen Erscheinungen. Seine Mutter, Hermine, Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, war die zweite Gemahlin des Palatins und bezahlte die Mutterschaft mit dem Leben.

Es ist nicht ohne Interesse, einen kurzen Rückblick auf das Leben des Erzherzogs Josef, Stephans Vater, zu werfen. Kaiser Leopold II., vermählt mit Maria Louise, Prinzessin von Spanien, regierte 25 Jahre als Großherzog von Toskana und kaum zwei Jahre als Kaiser von Oesterreich. Seiner Ehe entstammen 15 Kinder. Der genannte Erzherzog Josef war der siebente in der Reihe seiner Brüder. Als Prinz von 23 Jahren vermählte er sich zuerst mit Alexandrina Pawlowna, einer Tochter des Kaisers Paul. Die holde, 16 Jahre alte Fürstin blieb nur zwei Jahre"an seiner Seite. 1799 vermählt, starb sie 1801 zugleich mit dem Kinde, dem sie das Leben schenken sollte. 14 Jahre hatte Josef sie betrauert, ehe er die begabte und liebenswürdige Prinzessin von Schaumburg freite. Ein tragisches Schicksal entrih ihm auch diese kaum 20 Jahre zählende Gattin nach zweijähriger Ehe.

Die Zwillinge, deren Geburt die holde Mutter mit dem Leben bezahlte, waren der Erzherzog Stephan und die Erzherzogin Hermine. Um dieser Zwillings halber beschloß der Palatin, abermals ein Eheband zu knüpfen. Er vermählte sich 1819 mit Prinzessin Maria Dorothea von Württemberg. Diese ausgezeichnete Frau umfaßte die verwaisten Kleinen mit innigster Liebe.

Sie ward eine musterhafte Mutter, eine der populärsten Fürstinnen Oesterreichs, gleichzeitig eine Frau von hoher wissenschaftlicher Bildung, von wahrhaft edlem, ausgezeichnetem Charakter. Ihre älteste Tochter Elisabeth wurde die Mutter der Königin Christine von Spanien, ihre jüngste die Gemahlin des Königs Leopold von Belgien, ihr Sohn Josef folgte dem Erzherzog Stephan im Palatinat und zählt heute zu den beliebtesten Prinzen des österreichischen Kaiserhauses.

Wie alle Habsburger, erhielt auch Erzherzog Stephan eine vorzügliche militärische Erziehung. Ein kühner Reiter, ein trefflicher Jäger, dabei ein überaus fähiger Kopf, übernahm Stephan 1844 die Generalstatthalterschaft in Böhmen und verstand es, in dieser Provinz segensreich zu wirken.

1847 starb Erzherzog Josef, sein Vater, und der Erzherzog kehrte in sein Vaterland Ungarn zurück. Er betrat dasselbe, ein jugendkräftiger Mann von kaum 30 Jahren, voll Unternehmungslust, voll Geist, mit edlem Charakterstolz die größte Herzensgüte verbindend. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Leidensstationen, welche dieser Prinz bis zum Jahre 1848 zurücklegte, zu verfolgen. Es war ein bitterer Kreuzweg. Zuerst hatte Stephan die freiheitlichen Bestrebungen des ungarischen Reichstages gefördert; dann zerrissenem Herzen sah Stephan die Ereignisse herankommen. In seinem ehrlichen Bestreben, ein treuer Unterthan seines Kaisers zu bleiben und doch ein freisinniger Ungar zu sein, verdarb es der Prinz mit allen Parteien.

Er konnte sich weder mit Jellacic noch mit Batthyanyi einigen. Aus dem Greuel der blutigsten Revolution zog sich der Erzherzog auf das Erbgut seiner Mutter, nach Schaumburg, zurück. Er war ein ernster Mann geworden, gereift in der Schule des Unglücks, nur mehr darauf bedacht, Gutes zu stiften und sowohl praktisch als wissenschaftlich Verbesserungen einzuführen.

Der Prinz lebte fortan als Privatmann und doch als großer Herr im besten Sinne des Wortes. Er war wie ein Vater für das Wohl seiner Gutsinsassen besorgt. Nebst philanthropischen Bestrebungen füllten wissenschaftliche Interessen sein Leben aus.

Eine Bibliothek von mehr als 20,000 Bänden ward angelegt, eine Mineralien-, Münzen- und Medaillensammlung wesentlich vergrößert und geordnet. Blutigen Kampf hatte der Erzherzog verlassen, ein Paradies des Friedens wollte er in Schaumburg finden und erhalten. Wie von einem Märchenprinzen wußte die Presse vom Erzherzog Stephan und seinem Leben allerlei Wunderbares zu erzählen. Wie er Schulen gründete, den Unterricht der Kinder überwachte, Weihnachtsbäume für Alt und Jung schmückte, wie er ein Wohlthäter aller Armen, auf seinem Schloß lebend, im Umkreise seiner Besitzungen Noth und Elend ausgerottet hatte, wie er sich ein Tusculum schuf, nicht nur Gäste mit erlauchten Namen, sondern auch Männer der Wissenschaft hochwillkommen waren, wie er, fern vom Ge[illegible] Weltgetriebe, doch jede moderne Bewegung verstand, an jeder [illegible] nahm.

Bevor Erzherzog Stephan den Entschluß faßte, sein g[illegible] Oesterreich-Ungarn zu verlassen, mögen wohl schwerwiegende [illegible] zwischen ihm und den Führern der Revolution sowie zwisch[illegible] und seinem Kaiser gefallen sein. Nur ein einziges Mal [illegible] Stephan vor der Krankheit, die seinem Leben ein frühes Zi[illegible] Oesterreich wieder betreten. Es war dies nach der Geburt de[illegible] prinzen Rudolf 1858. Nichtsdestoweniger bewahrte der Prin[illegible] theuren Stammlande innige Liebe und Anhänglichkeit [illegible] verfolgte die politischen Vorgänge sowie die wis[illegible] lichen Fortschritte auf allen Gebieten mit größte[illegible] merksamkeit. Die Briefe an Haidinger kennzeichnen die [illegible] würdige Schlichtheit, die große Bescheidenheit und das be[illegible] Fachwissen des ausgezeichneten Mannes.

Der Wiener Gelehrte und der österreichische Prinz verfle[illegible] ander vorzüglich. Der erste der uns vorliegenden Briefe [illegible] Frühling des Jahres 1850 geschrieben, der letzte in Gmun[illegible] 30. August 1866.

Haidinger gehörte einer altbekannten, man könnte fast s[illegible] berühmten österreichischen Familie an. Sein Großvater zeic[illegible] auf dem Gebiete der Humanität als Obervater der weibl[illegible] theilung des großen Wiener Armenhauses aus. Der Vater H[illegible] geboren 1756, gestorben 1797, war ein berühmter Mineralo[illegible] gers Brüder Eugen und Rudolf gründeten die Porzellan[illegible] Elbogen, welche nicht wenig zum Aufschwung dieser In[illegible] Böhmen beitrug. Wilhelm Haidinger, 1795 geboren, beschä[illegible] von frühester Jugend an mit mineralogischen und geolog[illegible] beiten, schon 1822 übersetzte er Moß, Grundriß der Miner[illegible] Englische, machte dann große Reisen nach Norwegen, Schwed[illegible] mark, England, Frankreich ꝛc. Von 1827 bis 1840 beschäftig[illegible] praktisch in der Porzellanfabrik zu Elbogen, 1840 ward er [illegible] rath nach Wien berufen. Von da ab beginnt die aufsteigend[illegible] tüchtigen Mineralogen. Eine Anzahl wissenschaftlich b[illegible] Arbeiten entstammt seiner Feder. Die Gründung der [illegible] Reichsanstalt mit Haidinger als Direktor wird von Erzherz[illegible] freudigst begrüßt. Haidinger gehört zu den ersten Mitgl[illegible] kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, er wird in der [illegible] rath, dann Sektionschef, endlich in den Ritterstand er[illegible] Ehren und Würden überhäuft. Im April 1856 wird ein[illegible]

*) Wien. 1897. Verlag von S. Rende.

indung gestanden und während dessen wohl einige Dutzend Regimenter in England und in den Kolonien im Frieden und im Felde beobachtet und näher kennen gelernt habe, o wird man mir nicht nur zugeben, daß ich etwas von dem Gegenstand, von dem ich sprechen will, verstehe, sondern s auch begreiflich finden, daß ich ein lebhaftes Vergnügen daran habe, wenn sich Gelegenheit darbietet, zu sehen, welche Veränderungen inzwischen vor sich gegangen, und welche Fortschritte oder Verbesserungen zu verzeichnen sind, dies um o mehr, als gerade um den genannten Zeitpunkt herum eine neue Aera inaugurirt ward. Ende der siebziger Jahre nämlich wurde dem „long-service-system", d. h. der Dienstverpflichtung auf zehn Jahre mit fakultativer Verlängerung auf 21 Jahre bei den Fahnen der Todesstoß versetzt und die sechsjährige Dienstzeit mit sechsjähriger Reservepflichtung eingeführt, und Anfangs der achtziger Jahre erschien das neue Strafreglement des Herzogs von Cambridge, das dem „Geist der neuen Zeit" Rechnung tragen sollte. Beide Maßregeln sind die einschneidendsten gewesen, welche die englische Armee je betroffen haben. Weder die Abschaffung des „Purchaseystem", nach welchem Offiziere ihre Beförderung durch Erlegung einer gewissen Summe, nicht auf Grund von Anciennetät oder durch persönliches Verdienst, erwarben, noch die Neuuniformirung und Umrüstung der Regimenter nach preußischem Muster haben so schwerwiegende Folgen nach sich getragen wie jene beiden.

Der erste Eindruck, den ich zu dem obengedachten Zeitpunkte von dem englischen Soldaten erhielt, war ein durchaus günstiger; die wegwerfenden Urtheile, denen man stets in Deutschland begegnete, konnte ich, der ich doch preußische Strammheit aus Erfahrung kannte und auch die französische Armee gelegentlich der Manöver gesehen, nicht begreifen, am wenigstens theilen. Jener erste Eindruck erlitt auch mehrere Jahre hindurch keine Veränderung: der Geist der altgedienten Krieger, die bei Waterloo und in der Krim gefochten hatten, war noch ebenso lebendig, die Disziplin noch ebenso schroff wie zu jenen Zeiten, und die Zahl der Soldaten, die schon zehn oder mehr Jahre Dienst hinter sich hatten, immer noch überwiegend, so daß die jungen, die unter der neuen Aera eingetreten waren, noch Gelegenheit hatten, sich an Jenen ein Muster zu nehmen. Und das war gut — so lange es eben währte.

Es ist klar, daß, je länger der Dienst des einzelnen Mannes bei der Fahne dauert, desto weniger Einstellungen zu erfolgen brauchen; die Leute, die sich für zehn Jahre verpflichtet hatten, machten aus dem Dienst einen Lebensberuf, indem sie auch den zweiten Abschnitt von 9 Jahren zur Kompletirung der erwähnten 21 und behufs Erlangung ihrer Pensionsberechtigung abdienten. Mit den unter der Sechs-Jahr-Akte Eingetretenen jedoch ist es eine ganz andere Sache; ein junger Bursche, der, sagen wir mit 19 Jahren sich hat anwerben lassen, fühlt sich nach sechs Jahren noch so thatkräftig, so wenig seinem externen Berufe entfremdet, daß er mit Freuden den rothen Rock bei Seite wirft und wieder in den Civilstand zurücktritt; Ausnahmen davon machen nur solche, welche infolge besserer Erziehung und guter Führung sich mindestens die Unteroffiziersstressen und Aussichten auf weitere Beförderung erworben haben. Als also die alten Soldaten, die 21 jährigen, ausstarben, machten sich zwei Dinge bemerkbar: erstens ein Mangel an Nachwuchs, denn wenn auch während der ersten paar Jahre nach Einführung der kurzen Dienstzeit der Zulauf zu den Fahnen ein bedeutender war, so hielt das nicht lange vor; und zweitens eine erschreckende Zunahme von Vergehen, denn sich den grossen Bestimmungen, die noch von dem „Eisernen Herzog" stammten, zu unterwerfen, war nicht die Sache eines jungen Burschen, der aus dem Dienst keinen Beruf machen wollte.

Diese beiden Wirkungen hatten weise Köpfe vorausgesehen und vorausgesagt; aber sie waren nicht gehört worden. Was also thun? Wollte man nicht zu dem alten System zurückkehren und damit eingestehen, daß man — das heißt die verantwortlichen Civilrathgeber der Krone in militärischen Angelegenheiten — einen Mißgriff gethan, so blieb nur das Folgende zu thun — ganz oder theilweise:

Das Mindestmaß und das Mindestalter herabsetzen, die Bestimmungen über Disziplin und Strafen mildern, den Dienst verlockender machen.

Das Letztere konnte nur durch einen tiefen Griff in John Bulls Geldtasche — bekanntlich einen empfindlichsten Körpertheil — geschehen; es wurde also davon vorläufig Abstand genommen, wenn der Plan auch nachher noch oft wieder aufgetaucht ist. Außerdem würde man auch kaum was damit erreicht haben, denn worin könnte das Lockmittel bestehen? In eleganter Uniformirung? Der englische Soldat ist bekanntlich der bestgekleidete der Welt! In reichlicherer Kost? Der englische Soldat ist so gut und reichlich genährt, daß durchschnittlich ein Viertel seiner Mittagsmahlzeit dem Abfallkontraktor in die Hände fällt! Also in einer Erhöhung der Löhnung? Aber ob nicht ein Mann, dem zwischen 20 und 25 Mark pro Monat als Taschengeld zur freien Verfügung stehen, genügend gelöhnt ist, ob nicht durch eine Erhöhung der Löhnung bei den Einen der Hang, sich zu vergehen, bei den Anderen durch die gebotene Möglichkeit, sich während ihrer Dienstzeit einen hübschen Pfennig zu ersparen, der Hang zum Verlassen des Dienstes gesteigert würde, sind Fragen, die ich nicht unbedingt verneinen möchte.

Es blieben also übrig die Herabsetzung des Maßes und der Altersgrenze — oder mit anderen Worten, eine Schwächung der Armee in physischer Beziehung — und die Milderung der Disziplinar- und Strafbestimmungen, d. h. also eine Schwächung der Disziplin — oder klarer gesagt, eine Schwächung der Armee in ihrer moralischen Stärke. Beide Maßregeln kamen zur Ausführung; die erste machte sich natürlich erst nach und nach geltend — wovon gleich —; was die zweite betrifft, so werde ich nie die unendliche Verstimmung vergessen, die sich seinerzeit aller Offiziere und Unteroffiziere des Regiments bemächtigte, als der oben erwähnte Erlaß des Höchstkommandirenden ihnen vertraulich kundgegeben ward. Unser „Alter" — der Bataillonskommandeur — verzuckerte uns zwar die Pille, aber die Quintessenz konnte er uns doch nicht verheimlichen, welche ungefähr lautete:

„Da wir heute nicht mehr ihrer Pflichten und der Tragweite ihrer Handlungen sich bewußte Männer zu Soldaten haben, sondern unreife Burschen, die Ihr erst zu Männern und Soldaten erziehen müßt, so ist es der Wunsch des Höchstkommandirenden, daß Ihr Euch ihnen gegenüber weniger als Vorgesetzte, sondern eher als Väter oder Brüder zeigt und statt durch Melden oder Strafen auf sie durch Vorstellungen einwirkt. Besonders hat auch Seine königliche Hoheit mit Befremden die große Zunahme an Bestrafungen unter den jungen Mannschaften bemerkt, die er nur auf das Konto eines mißverstandenen Pflichteifers der Vorgesetzten stellen kann u. s. w. Daher . . ."

Ja, daher kam es, daß für geraume Zeit überhaupt keine Vergehen zur Anzeige kamen, und daß die Disziplin in jenem Regiment und überhaupt in der Armee in die Brüche gegangen ist. Beispiele davon hat man ja sogar in deutschen Zeitungen gelesen. Wenn eine solche „Mittheilung" in der deutschen Armee überhaupt möglich wäre, so würde sie dort nicht den verhängnißvollen Effekt haben können wie in England, einfach, weil der deutsche Charakter viel weniger zu Widersetzlichkeiten neigt, sich viel eher in die ihm gezogenen Kreise fügt als der englische, Uebertretungen also weniger häufig vorkommen. An dieser Stelle möchte ich der vielfach verbreiteten Ansicht entgegentreten, als bestände die englische Armee aus dem Abschaum der Gesellschaft — dies war theilweise zutreffend bis zu jenem oben erwähnten Zeitpunkt der Aufhebung des „long service", seitdem aber besteht sie zum allergrößten Theile aus „farmlads", Bauernburschen, und die „Moral" steht wohl nicht tiefer als die einer anderen Armee.

Und nun komme ich zum anderen Punkte, der Herabsetzung des Mindestmaßes und der Altersgrenze als Folgen der verkürzten Dienstzeit. Bis in die Jahre 1885 und 1886 machten sich dieselben noch verhältnißmäßig wenig geltend — in England vielleicht gar nicht, in den Kolonien etwas mehr; die Feldzüge im Süden während der oben erwähnten Jahre wurden von den jungen Truppen ganz gut ertragen; es war aber damals eben noch etwas alter Stamm vorhanden, und der Ueberschuß aus den ersten Jahren der neuen Rekrutirungsweise genügte, um den im Feld befindlichen Truppentheilen nur auserlesenes Material zuzustellen; immerhin aber war schon damals ein Abfall gegen den Anfang des Jahrzehnts zu erkennen. Und heute, nach weiteren zehn Jahren, wie steht's heute?

Ich habe zwar nicht Gelegenheit gehabt, in England stationirte Regimenter zu sehen, glaube aber auch, durch die kurze Erfahrung in Malta einen genügenden Einblick in Englands heutige Armee erhalten zu haben, umsomehr, als ja gerade die im Mittelmeer und Egypten stationirten Bataillone nicht nur stets in voller Kriegsstärke gehalten werden, sondern auch nur die Blüthe des ihren Rekrutendepots in der Heimath zur Verfügung stehenden Menschenmaterials empfangen. Sie müßten also quantitativ wie qualitativ nicht nur ein „fair specimen" — eine anständige Durchschnittsprobe — abgeben, sondern sogar „representative" — mustergiltig — sein. Es thut mir nun leid, konstatiren zu müssen, daß die Leistungen der marschirenden und exerzirenden Truppenkörper nichts weniger als imponirend waren, ja daß das Aussehen und die Haltung des einzelnen Mannes — sogar beim Promeniren auf der Straße — sehr viel zu wünschen übrig ließ. Beiden, den Verbänden wie den Individuen, sah man das Zuviel, das Abgemattete, das Ueberangestrengte an. Die jugendliche Elastizität, der soldatische Schneid, die männliche Kraft fehlten durchweg.

„Arme Jungen!" rief ich unwillkürlich aus, als ich sie nach einem dreistündigen Exerziren auf dem großen Felde im Süden der Stadt, der sogenannten Marsa, durch die Straßen an mir vorüberziehen sah. Und:

„Arme Jungen!" hörte ich neben mir. Es ist wahr, Stolz war immer noch in ihnen, guter Wille und die Gewohnheit thaten das Uebrige, um sie beim Intoniren der Musik in Reih und Glied zu halten, sich recken zu lassen und im Takt zu marschiren, aber man sah es ihnen an, welche Mühe es ihnen kostete! Was Wunder auch — denn abgesehen von den Mitgliedern der chinesischen und spanischen Armee — ist der Soldat doch immer Soldat, dessen volle Pflicht zu erfüllen es auch der vollen physischen und moralischen Kraft eines Mannes bedarf, nicht eines halbwüchsigen Burschen. Und das sollen die Vaterlandsvertheidiger sein, auf die sich „invincible Britain" in der Stunde der Noth verlassen will? Das sollen die Nachfolger der Helden sein, die Franzosen, Holländer, Spanier und Russen besiegten? Uns, uns Deutschen soll's recht sein, daß John seine Kräfte nicht zu gebrauchen weiß, und anderen Leuten wahrscheinlich auch; mit Knaben gewinnt man keine Siege, auch wenn sie noch so viel persönlichen Muth und Vaterlandsliebe, die beide ihnen nicht abzusprechen sind, besitzen.

Wenn also die Garnison von Malta einen Durchschnittsbegriff von der englischen Armee im Großen und Ganzen giebt, so kann man im Interesse Englands nur bedauern die kolossalen Summen, die es für seine Armee ausgiebt, den großen Aufwand an Intelligenz, den seine Offiziere nutzlos vergeuden, die Dampfkraft, die in den Dienst von unbemannbaren Forts und Batterien gestellt ist.

Bevor ich die Insel verließ, suchte ich einige Bekannte auf, denen ich meine Ansicht darlegte. Wenn sie mir zwar auch sagten, daß ich zu schwarz sehe, so mußten sie mir dennoch zugeben, daß das Material von heute einer dauernden Anforderung an seine Kräfte, wie es auch nur ein kurzer Feldzug erheische, nicht gewachsen sei.

„Aber wir haben ja die Flotte!"

Ja, die Flotte! Ich will mir kein Urtheil anmaßen, ich halte sie sogar für ihren Zwecken gewachsen; aber die Flotte allein thut's nicht.

Daß englische Offiziere die Deterioration der Rekruten nicht im vollen Umfang erkennen, ist ja leicht erklärlich durch ihren steten Kontakt mit den Leuten; auf mich, der ich britische Regimenter nun schon längere Zeit hindurch nicht gesehen, wirkte sie um so gewaltiger.

Nach dem, was ich von dem physischen Werth der Garnison von Malta gesagt, wird es Niemanden verwundern, so wenig wie ich selber erstaunt war, wenn ich auch die militärische Zucht in dem Auftreten des einzelnen Mannes in der Oeffentlichkeit vermißte — auch hier Buben, nicht Soldaten.

Neue Romane.

Von [Nachdruck verboten.]

Ferdinand Runkel.

Je näher die Ostermesse der Buchhändler rückt, desto weniger Bücher erscheinen; nur die sogenannte Reiseliteratur macht sich auf dem deutschen Büchermarkte besonders bemerkbar. Dazu gehören nicht nur die Reisehandbücher, sondern auch die kurzen, leichten Erzählungen, die man ohne großen Aufwand von Hirnschmalz in dem ewigen Einerlei des fahrenden Zuges lesen kann.

An eine Zeit nicht gebunden fühlen sich die Romanschriftsteller, deren Werke vornehmlich in Journalen erscheinen und erst danach in Buchform edirt werden. Auch heute liegt uns eine Anzahl solcher vor. Da ist vor allem der jüngst verstorbene Konrad Telmann, einer der fruchtbarsten unter den zeitgenössischen Autoren. Es war ihm, wie Wenigen, verliehen, sich aus der modernen Zeitgeschichte seine Stoffe zu nehmen und Ereignisse des Tages und Helden des Augenblicks in seinen Werken zu verwenden. Diese Technik

---

f ihn geschlagen und ihm eine Adresse überreicht, in welcher er r Begründer einer neuen wissenschaftlichen Aera genannt wird.

So waren die beiden Männer, welche ein längjähriger Briefwechsel einander immer näher brachte, ehrliche, zielbewußte, das Beste strebende Naturen.

Im ersten Brief, Mai 1850, beglückwünscht der Prinz Haidinger r Gründung der geologischen Reichsanstalt. Im zweiten Schreiben, ril 1851, bedauert der Erzherzog, daß seine beschränkten Mittel n nicht gestatten, mehr für die Sache zu thun. Das dritte Schreiben m Oktober 1852 lautet:

„Mein lieber Haidinger!

Empfangen Sie meinen herzlichsten und wärmsten Dank für Ihr bes, freundliches Schreiben aus Wien, das ich gestern Abend erhielt, und das der Freude die Krone aufsetzte, die Sie mir durch ren und zwei Begleiter Besuch in Schaumburg verursacht (bauer b Ettingshausen). Sie beloben sich Ihres Empfanges bei mir, rauf erwiedere ich, „wie man in den Wald hineinruft, so antwortet's heraus". Sie sagen, der ganze Aufenthalt bei mir hat Sie angeheimelt; eben daß Sie sich so heimlich fühlten, daß Sie sich gaben, wie Sie sind, war Ursache, daß Ihnen alles, was ich für e zu thun bemüht war, recht und gut gethan erschien! Ihr Brief weist mir, daß ich meinen Zweck erreicht habe — Ihr drei seid sterreicher von gutem Schrot und Korn — sollte mir nicht das ein schon genügen, um Euch mit offenen Armen aufzunehmen?"

Der Erzherzog verfolgt alle neuen Erwerbungen der Reichsanstalt t dem größten Interesse.

„Schaumburg, 8. Februar 1853.

Bei dem ersten Bande der Abhandlungen der geologischen Reichsstalt wäre beinahe die Besorgniß in mir rege geworden, in dem mpo könne nicht fortgefahren, nicht immer so Vorzügliches geet werden, wie es namentlich auch bei den Illustrationen der all ist. Damit habe ich — glaube ich — Euch das größte Lob, auch durch Umschreibungen, gespendet, das ich Euch nur spenden nte."

Der Erzherzog geht auch auf Privatangelegenheiten über und erht Haidinger, daß er wegen seiner Holzappler Bergwerke jetzt, o Tiefbauten und große Maschinenanlagen nothwendig sind, um „honoris" weiter zu betreiben, mit einer englisch-französischen sellschaft wegen Verkaufs in Unterhandlung stehe, er erwähnt das erücht, dem zufolge das Werk für 38 Millionen an Rothschild verkauft werden solle, und bedauert, daß in Wirklichkeit nicht einmal Millionen, sondern knapp 1¾ zu erzielen seien.

Das ganze Wesen des Prinzen kennzeichnet sich in dem Schreiben vom 5. April 1855. Er entschuldigt sein längeres Stillschweigen und fährt fort:

„Sie werden es einem tiefgebeugten Sohne nicht übel nehmen, wenn er, von Stunde zu Stunde bessere Nachricht über das Befinden der heißgeliebten Mutter erwartend, endlich die Trauerbotschaft ihres ach allzu frühen Ablebens erfahren muß, nicht gleich die Feder zur Hand nahm, sondern einige Zeit verstreichen ließ, um sich zu sammeln, als Christ zu fassen. Noch jetzt fällt mir das nicht leicht. Seit 1847, seit dem Tode meines unvergeßlichen Vaters, ist mir, trotz des Jahres 1848 mit seinen Greueln und für mich daraus resultirenden Konsequenzen, kein so schwerer Moment zu Theil geworden, als es der 29. und 30. März doppelt sein mußte — bei der weiten Entfernung von Hause — unfähig, meinen armen Geschwistern beizustehen, Derjenigen die müden Augen zuzudrücken zu können, die mir Mutter im wahrsten Sinne des Wortes war."

Wir haben Eingangs erwähnt, daß Stephan von seiner ausgezeichneten Stiefmutter, Maria Dorothea, Prinzessin von Württemberg, erzogen wurde.

Wie groß müssen die Differenzen zwischen Erzherzog Stephan und seinem Vaterlande gewesen sein, wenn der zärtlich liebende Sohn nicht einmal den Versuch gemacht hat, an das Kranken- und Sterbelager dieser verehrten Mutter zu eilen! —

Haidingers Ernennung zum Sektionschef (Direktor im Ministerium) begrüßt der Erzherzog mit freundlichsten Worten.

„Sektionschef hin, Sektionschef her, Sie bleiben für mich doch immer mein lieber Haidinger."

Mit warmem Interesse ist Stephan beschäftigt, seine Bibliothek zu vergrößern, zu ordnen, seinem Mineralienkabinet neue und werthvolle Dinge zuzuführen.

Nach herzlichen Wünschen zum Jahreswechsel 1855/1856 schreibt der Prinz:

„Will ich nun noch Kosmopolit sein, der ganzen Welt was wünschen, so ist der Friede, den wir nunmehr schon so lange schmerzlich vermissen, der Wohlstand, den Jeder benöthigt, die Ruhe, die allein es ermöglicht, Staaten Glück und Segen zu bringen."

Von seinem Mineralienkabinet meldet der Erzherzog: „Oft blicke ich mit einem gewissen Wohlbehagen auf manch alte Bekannte aus meiner Sammlung, einen kolossalen Wawellith aus Böhmen, prachtvolle Arragonite aus Herngrund, Anagline aus Tirol, und freue mich, mit Gottes Hilfe am Ende 1856 Oesterreich auch im Herzen von Deutschland mineralogisch würdig vertreten zu sehen."

Jede Auszeichnung, die Haidinger widerfährt, jede Standeserhöhung begrüßt der Erzherzog mit inniger Freude, er nimmt warmes Interesse an der Gesundheit des Gelehrten, und so durchweht den ganzen Briefwechsel die Atmosphäre reinster Gemüthlichkeit. In einem Briefe vom 9. August 1856 sagt der Prinz:

„Was mich betrifft, so habe ich in neuester Zeit ein recht bewegtes Leben geführt und durch fast drei Monate noch ein eben solches zu gewärtigen. Der Glanzpunkt war der Besuch meines Vetters Albrecht am 5. und 6. August, der mich auf seiner Rückreise aus dem Bade Scheveningen auf meinem Felsennestle komplet überraschte. Nach achtjähriger Trennung that ein solches Wiedersehen doppelt wohl, und auch er war mit dem, was er gesehen und gehört, zufrieden, daß er mich versicherte, nächstes Jahr einen längeren Aufenthalt bei mir nehmen zu wollen."

Großes Interesse bringt der Erzherzog der ersten Weltreise der „Novara" entgegen. „Man soll mit den Fonden nicht knickern, einige tausend Gulden mehr oder weniger machen dem Staat fast keinen Unterschied. Bei einer scientifischen Expedition aber können sie oft zur Lebensfrage werden."

Dennoch weist der Erzherzog die Anregung, mit dem Erzherzog Ferdinand Max, dem späteren Kaiser Maximilian, über die Sache zu korrespondiren, mit der Bemerkung, „da ich mit ihm in keinem Briefwechsel stehe", zurück.

Große Sorge macht dem Prinzen eine Lungenentzündung, die seinen Lieblingsbruder, Erzherzog Josef, während eines Besuches in Schaumburg befallen hat. Längst ist Schaumburg nicht mehr Einsiedelei. Viele fürstliche Besuche werden empfangen. Großfürstin Alexandra von Rußland, Großherzog und Großherzogin von Oldenburg finden sich ein, man bemüht sich, den Erzherzog aus seiner Einsamkeit herauszulocken. So bittet ihn die Königin von Griechenland um ein Rendezvous in Enlin, und niemals fehlt es an Gelehrten, an Forschern, die freundlichster Aufnahme gewiß sein können.

Keine ihm widerfahrene persönliche Kränkung ist im Stande, die Verehrung des Prinzen für Kaiser Franz Josef zu schmälern.

Am 9. Januar 1858 schreibt der Erzherzog: „Vor wenigen Tagen hat Oesterreich einen großen Mann, eine hehre Erinnerung zu Grabe getragen. Feldmarschall Graf Radetzky — wie ihn unser Kaiser ehrte in den zwei Handbilletten an den Sohn des Verstorbenen, an die Oesterreichische Armee — so nur verwochte es Franz Josef, der ritterliche Herr!"

Ein eifriger Jäger, geht der Erzherzog auch auf die Auerhahnbalze und schreibt von Weimar, 4. Mai 1858: „Ein bewegtes Leben habe ich geführt seit 18. April, erst zwei Nächte auf der Auerhahnbalze in

hat ihm viele Feinde gemacht, zumal er ein unerbittlicher und strenger Richter des Schlechten und Unmoralischen war, in welchen Kreisen auch immer er es antraf. Der jüngst erschienene Roman „Vox populi" (Dresden und Leipzig bei Karl Reißner) führt uns mitten in das Leben Berlins und behandelt in der Hauptsache die Geschichte eines Arztes, der gegen das Urtheil der Fakultät auf ministeriellen Befehl eine Professur an der Universität erhält. Um diese Gestalt hat Telmann mit ungemeiner Kraft eine reiche und spannende Handlung komponirt, in die die vox populi als rerum rectrix eingreift. Hier vernichtet sie die Staatskarriere eines jungen hochbegabten Assessors und treibt ihn dem Journalismus und Parlamentarismus in die Arme, dort fördert und stützt sie wankende dunkele Existenzen. Wie stets bei Konrad Telmann, ist auch dieser Roman reich an interessanten Frauengestalten, unter denen besonders die leidende Esther sehr sympathisch berührt.

Des Autors glühende Freiheitsliebe, sein intransigenter Atheismus kommen zu einem lebendigen Ausdruck in den Figuren. Dabei schildert er mit herber Verachtung den lockeren Residenzadel, in dem alles nicht zu seiner Zufriedenheit bestellt scheint. Glücklicherweise sieht der leider so früh verstorbene Autor zu schwarz.

Daß aber in dem Adel doch nicht alles so ist, wie es sein soll, zeigt uns der neue Roman von Friedrich Freiherrn v. Dincklage: „Erbadel" (Berlin bei Richard Eckstein). Der talentvolle Erzähler und schneidige Reitergeneral wurzelt mit allen Fasern seiner Natur in den Traditionen des Adels, aber während er ihn mit großer Liebe und Anhänglichkeit schildert, klingt doch bittere Kritik durch den „Erbadel". Der Roman, den die Leser des Berliner Tageblatts im Feuilleton kennen gelernt haben, gehört zu den flottesten und interessantesten Erzählungen der letzten Zeit, es ist so viel Wahrheit, so viel echtes Leben darin, und dabei schreitet die Handlung in rapidem Tempo vorwärts. Der Leser lernt das Leben des Militäradels wirklich kennen, nicht nur in dem rosigen Lichte, in dem es so häufig von den Versorgern der Damenjournale gezeigt wird. Friedrich v. Dincklage ist ein unbarmherziger Richter, und wenn überall die tiefe, unwandelbare Liebe zu seinem Stande hervortritt, treffen seine Tadel um so wuchtiger.

Wer den Adel und die allerhöchsten Kreise nicht kennt und dennoch die Handlung seiner Romane dahin verlegt, begeht denselben Fehler, der heute so oft den Autoren historischer Romane vorgehalten wird, der schreibt Dinge, die er nicht gesehen. Er komponirt sich Menschen und stattet sie mit Gedanken und Thaten aus, die in Wirklichkeit gar nicht vorkommen. Es ist dies einer der Hauptsätze, die Georg Ebers für den historischen Roman ins Feld führt. Er meint nämlich — und mit Recht —, daß der Autor, der sich mit Eifer dem Studium einer vergangenen Zeit hingebe, viel tiefer in ihren Geist vorzudringen vermöchte als ein moderner Romancier, der die exklusivsten Adelskreise schildere, deren Intima er doch niemals kennen lernen könne.

Es würde den Meister des historischen Romans sicherlich lebhaft interessiren, zu erfahren, daß jetzt sogar einer unserer modernen Autoren, Paul Scheerbart, eine Geschichte aus dem Ende des neunten Jahrhunderts geschrieben, und noch dazu in Bagdad spielend: „Tarub, Bagdads berühmte Köchin" (Berlin bei Hugo Storm). Man darf von diesem Werk sagen, daß das Historische und Kulturelle in anmuthige Formen gegossen ist. Scheerbart läßt vor allem das geistige und künstlerische Leben der alten Khalifenstadt vor uns entstehen. Er führt uns in die Kreise der Bagdader Denker und Dichter; mit wenigen, aber treffenden Strichen zeichnet er Volk und Leben, oft mit einem übermüthigen, kecken Humor. Es scheint zwar manchmal, als ob man vom Tigris plötzlich in eine echte Spree-Bohême gerathen wäre, aber zu rechter Zeit lenkt der Autor ein, um uns wieder rein arabische Bilder vorzumalen.

Wer den streng historischen Ton liebt, dem sei das nunmehr neu aufgelegte Werk des ausgezeichneten Wilhelm Raabe „Unseres Herrgotts Kanzlei" (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung) wärmstens empfohlen. Es ist eine Jugendarbeit des Meisters, im Jahre 1862 zum ersten Mal erschienen, aber sie trägt schon ganz den Charakter des späteren Raabe, den freien, oft lustigen Humor und die feine, detaillirte Ausführung. Unseres Herrgotts Kanzlei ist die Stadt Magdeburg, die von Karl dem Fünften in die Acht erklärt war und von Herzog Georg von Mecklenburg schwer berannt wurde. Trotzdem der Roman fast im Chronikenstil geschrieben ist, springt uns doch das Leben aus allen Zeilen entgegen. Bald befinden wir uns mitten unter einer Rotte wilder Landsknechte, bald in einem vornehmen Patrizierhaus, bald im Toben der Schlacht. Auch nicht an rührenden Szenen fehlt es, wie zum Beispiel der Tod des Schützen von St. Jakob. Eine liebliche Jungfrau, Regina Lottherin, vertritt das zarte weibliche Element und bringt dadurch die richtige Abwechselung in die Komposition. Es ist bezeichnend für den wirklichen Dichter, daß sein Werk trotz des fast vierzigjährigen Alters noch genau so frisch wirkt, als ob es in diesen Tagen geschrieben wäre.

Kansas unter populistischem Regime.

Von [Nachdruck verboten.]
J. Treumann (Newyork).

Kansas, der Prairiestaat, welcher seine Bevölkerung in erster Reihe nicht der Einwanderung aus dem Auslande, sondern vielmehr der Zuwanderung stockamerikanischer Elemente aus dem Neuenglandstamme verdankt, hat von jeher als ein Versuchsfeld für allerlei wirthschaftliche und politische Experimente gegolten. So hat denn auch die populistische Idee, dieser Mischmasch von staatssozialistischen und kommunistischen Phantastereien, für die Bevölkerung von Kansas von Anfang an eine große Anziehungskraft gehabt.

Das liegt zum großen Theile an dem rastlosen, unruhigen Blute, das in den Adern der dortigen Bevölkerung pulsirt. Es sind die Nachkommen von Leuten, die es nie lange auf einem Flecke aushielten, sondern von der Zeit an, da sie ursprünglich im heutigen Plymouth den amerikanischen Boden betraten, nur so lange auf der von ihnen kultivirten Bodenfläche aushielten, wie sie sich als vorgeschobene Posten der fortschreitenden Kultur betrachten konnten, aber sofort wieder zum Wanderstabe griffen und weiter in die Wildniß vordrangen, wenn geordnete staatliche Verhältnisse um sie her zur Geltung kamen. Ihre Väter waren die Pioniere von Ohio und den mittleren westlichen Staaten, ihre Großväter bauten den westlichen Theil des Staates Newyork und Vermont an, und deren Großväter wiederum bekämpften die Indianer und später die französischen Ansiedler, um ihr Verlangen nach Aufregung und Abwechselung zu befriedigen. Nun aber sind die Kämpfe mit den Indianern vorüber, kulturfähige Wildniß in ihrem Sinne ist nicht mehr vorhanden, und die Energie des nach Westen strebenden Ariertthums findet kein anderes Abflußbett als das, was die berüchtigte Kansaser populistische Agitatorin „Schwester" Lease gelegentlich den „Kampf mit dem Teufel" nennt. In anderen amerikanischen Gemeinwesen dokumentirt sich die der Bevölkerung innewohnende Energie durch Gründung großer Städte, das Eintreten in riesige industrielle und kaufmännische Unternehmungen; in Kansas jedoch besteht der hauptsächlichste Lebenserwerb im Ackerbau, einer verhältnißmäßig ruhigen und wenig interessanten Beschäftigung, und die Aussichten zu einem raschen Emporkommen sind nur gering. Dem widersetzt sich das rastlose, unruhige Blut, und die Folge ist, daß dort in der einen oder anderen Form zumeist „der Teufel los ist".

Als Kansas vor acht Jahren eine relative Mehrheit von 80,000 Stimmen für den republikanischen Präsidentschaftskandidaten Harrison abgab, glaubte man berechtigte Ursache zu der Hoffnung zu haben, daß dieses wunderlichste aller amerikanischen Gemeinwesen, gewitzigt durch eine lange Kette trüber Erfahrungen mit jenen Experimenten, allmälig zu einer vernünftigeren Auffassung seiner Bedürfnisse zurückkehren würde. Diese Hoffnung hat sich jedoch als falsch erwiesen, denn schon 1892 erhielt der populistische Präsidentschaftskandidat Weaver wieder eine Mehrheit von 5874 Stimmen, und in den letzten Wahlen ist der Staat erst recht zu seiner ersten Liebe zurückgekehrt, indem er eine relative Mehrheit von 12,269 Stimmen für Bryan abgab. Aber noch mehr! Während bisher die Populisten sich nur in einzelnen Zweigen der Legislatur und Verwaltung in der Macht befanden, beherrschen sie jetzt die Situation vollständig: das Gouverneursamt, andere Verwaltungsämter, die Legislatur (und damit auch die Macht, den demnächst zu erwählenden Vereinigte Staatensenator aus ihren Reihen zu nehmen) sowie eine Mehrheit der Richterstimmen in dem höchsten staatlichen Gerichtshofe — alles haben die Populisten an sich gerissen.

Es hieße nun gewiß Ursache und Wirkung verwechseln, wollte man die Nothlage, in der sich viele Farmer in Kansas ohne Zweifel befinden, auf die populistischen Ideen der dortigen Bevölkerung zurückführen. Umgekehrt wird eher ein Schuh daraus, das heißt der Populismus ist eine Folge unbefriedigender Zustände. Aber von der Thatsache, daß die Radikalen in allen Zweigen der Verwaltung zur Herrschaft gerufen wurden, wird von mancher Seite nichts Gu[...] den Staat und dessen Bevölkerung erwartet.

John W. Leedy, der neue populistische Gouverne[...] während der Wahlkampagne verschiedentlich die Aeu[...] gethan, daß er am liebsten den Kapitalisten [...] in die Ohren blasen" möchte, und von dem [...] Präsidenten des höchsten staatlichen Gerichtshofes, [...] gewissen Frank Doster, ist bekannt, daß nach [...] persönlichen Auffassung vermögensrechtlicher Gru[...] der Nutznießer eines Eigenthumsobjektes in jeder [...] ein größeres Recht auf staatlichen Schutz hab[...] der rechtliche Eigenthümer. Einer der anderen Richt[...] Kollegiums denkt ebenso; die Stimmen der Beiden geb[...] bei allen Prinzipienentscheidungen den Ausschlag, und [...] sie ihre Theorien in die Praxis hineintragen würden, [...] — um nur einen Fall von vielen möglichen zu nen[...] den Hypothekengläubigern, die in Kansas vor Gericht[...] müßten, um eine Schuld einzutreiben, in den nächsten [...] vielleicht die unangenehmsten Ueberraschungen bevo[...] Von der Legislatur aber befürchtet man einen gew[...] „Kreuzzug" gegen Eisenbahnen und [...] korporationen.

Wenn all das einträfe, könnte es allerdings sehr [...] werden in Kansas. Vorläufig ist jedoch nur das Eine [...] sache, daß die Bürger von Kansas, indem sie die Pop[...] deren Vertreter den Staat schon einmal an den Rand finan[...] Ruins brachten, neuerdings und in ausgedehntem Maße [...] Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten betrauten, ihren [...] Freund, das Kapital, sich geflissentlich entfremdet [...] und daß ohne genügenden Schutz des Eigenthums ke[...] untergewirthschaftetes Gemeinwesen wieder in die [...] kommen kann.

Indessen nach den Erfahrungen, die man allgem[...] amerikanischen Staaten gemacht hat, sind alle diese B[...] tungen sehr weit übertrieben, wenn nicht überhaupt [...] los. Um mit dem neuen Gouverneur zu beginn[...] sind dessen „blutdürstige" Aeußerungen durchaus [...] so ernst zu nehmen, wie sie klingen; in [...] Hitze des Wahlkampfes fällt gar manches [...] an das man sich später nicht mehr erinnert und noch w[...] erinnert werden will. Nach dem Urtheil Derer, die ih[...] sönlich kennen, ist Leedy ein ruhiger, wohlmeinender [...] der sehr wahrscheinlich selbst aufs Höchste davon übe[...] ist, sich in der Würde eines Staatsgouverneurs zu sehe[...] der es sich angelegen sein lassen wird, dem von ih[...] kleideten Amte und seiner Familie Ehre im weitest verbr[...] Sinne des Wortes anzuthun, wenn auch noch manche [...] derliche Aeußerung von seiner Seite zu erwarten sein [...]

Der neue Oberrichter und Anhänger des Staatsso[...] mus, Frank Doster, der unter dem neuen Regime in K[...] unzweifelhaft eine hervorragende Rolle spielen wird, [...] bestreitbar der geistig bedeutendste der Kansaser Popu[...] führer. In der Theorie ist er entschieden für Gemeinbe[...] kooperativen Produktionsverfahren; Trusts und überm[...] Korporationen werden in ihm einen unnachsichtigen [...] finden, allgemein wird jedoch zugestanden, daß er fi[...] parteiisch, wenn auch streng beurtheilen und seine [...] scheidungen nicht durch seine sozialpolitischen Ideen [...] flussen lassen wird.

In der Legislatur endlich sitzt zwar eine ganze [...] sehr unruhiger Geister, die nicht nur laut ihre Sti[...] für die Vernichtung der verhaßten Kapitalisten [...] der in ihren Händen befindlichen Hypothekenurk[...] erheben, sondern auch darauf abzielende Ge[...] vorschläge der Assembly und dem Senate unter[...] werden; aber es ist wenig wahrscheinlich, daß sie damit [...] Schaden anrichten werden. Die überwiegende Mehrza[...] dortigen Volksvertreter ist sich der auf ihren Schultern ru[...] Verantwortlichkeit voll bewußt, und die eigentlichen F[...] denen es vor den von ihnen heraufbeschworenen Geistern [...] zu werden beginnt, suchen jetzt schon nach Kräften [...] wiegeln; es ist somit alle Aussicht vorhanden, daß es [...] Vereinigung aller konservativen Elemente gelingt, das T[...] der „Schreier" zu Schanden zu machen. Als hilf[...] Faktor wird sich ihnen dabei die öffentliche Meinung de[...] seits der Grenzen von Kansas belegenen Welt erweise[...] mit ihrem Verdammungsurtheile gegen die geplanten [...] lichen Absichten eines Theiles der Populisten nicht [...] gehalten hat. In ihrem Aerger über die ihnen unver[...] gezeigte Verachtung wollen die populistischen Führer, [...] möglich, den Beweis erbringen, daß sie den Kredit des S[...] nicht vollends zu untergraben, sondern im Gegentheil [...] zu heben Willens sind.

Montabaur bei Herzog Adolf, dann vom 20. bis 30. April in den Gerstunger und Eisenacher Revieren, endlich nun auch bei Hof in Weimar selbst, wo die Nimrodexistenz der strengen Hofetikette Platz machen mußte, die mir jedenfalls schwerer fiel, als des Nachts aufstehen, um einen alten Hahn zu meinen Füßen niederzulegen. Meine Jagdresultate waren trotz einer sehr schlechten Balze recht brillant, denn ich erlegte sieben Kapitalhähne, darunter zweimal zwei an einem Tage."

„Das Weimarer Leben ist eine wahre Hatze, das ganze Schloß nebst Nebengebäuden stets überfüllt."

Der Prinz zählt Haidinger die Fürstlichkeiten auf. „Meines Schwagers Besuch", heißt es weiter, „ist für mich eine um so größere Freude, als er der erste, Leopold mir noch eine Persona incognita ist. Er hatte mir bei der Geburt seines Kindes zwar geschrieben, er wolle trachten, mich zu sehen; aber daß es so geschwind geschehen würde, hatte ich nicht vermuthet. Zur vollkommenen Freude fehlt hier nur, daß Marie auch mit käme, aber das läßt sich jetzt nicht machen, wo sie das Kind stillt. Ihre Briefe athmen nun nur Glück und bestätigen, was ich prophezeit, daß, wenn Gott ihr ein Kind schenken würde, die Freude ins Haus einziehen müsse."

So wie der Erzherzog von seinen eigenen Familienangelegenheiten plaudert, so nimmt er auch an den Personen aus Haidingers Umgebung lebhaften Antheil. Ein armer, tüchtiger Pianist, Sennauer, wird dem Erzherzog empfohlen, und nun kümmert sich derselbe mit der größten Theilnahme um das Ergehen des schlichten Mannes.

Endlich, nach der Geburt des Kronprinzen Rudolf, September 1858, betritt der so lange exilirte Habsburger für ganz kurze Zeit wieder österreichischen Boden. Er widmet der nun besichtigten geologischen Anstalt sowie Haidinger als Direktor die wärmsten Worte der Anerkennung. Schon im Oktober desselben Jahres ist der Erzherzog jedoch wieder in Schaumburg.

Die kriegerischen Ereignisse von 1859 gehen dem Erzherzog sehr zu Herzen.

„Was über das Manifest unseres Kaisers sagen, ist nun die allgemeine Stimme, es hat ihm noch mehr Herzen in Deutschland erobert, als er ohnehin schon besessen hatte, und der Enthusiasmus, der hier für die deutsche Sache gegen die Franzosen herrscht, er ist unbeschreiblich. Frankreichs Kaiser spielt ein gewagtes, aber auch ein schändliches Spiel, denn kaum merkt er, daß er Europa nicht nach seiner Pfeife tanzen lassen konnte, wie er wollte, da brach er Hader und Zwist vom Zaune. Preußen denkt immer noch ans Vermittleramt, welche Verblendung!"

Am 22. Mai 1859 beklagt Stephan den Tod des Erzherzogs Johann, welcher ihn zum Mitvormund seines Sohnes, des Grafen von Meran ernannt hatte.

„Gebe Gott nur unserer gerechten Sache Sieg, unserer vortrefflichen Armee die Freude, Louis Napoleon zu beweisen, daß wir uns vor seinen bombastischen Armeebefehlen und besonders belobten Bajonnetangriffen nicht fürchten."

In den nächsten Briefen wechseln Bemerkungen über den Fortgang des Krieges mit allerlei Personalien und Mittheilungen über mineralogische Angelegenheiten, Nachrichten über den Fortgang der Novara-Expedition mit einander ab. Auf den Gütern des Erzherzogs in Ungarn bringen theils Ueberschwemmungen, theils große Dürre allerlei Zerstörungen mit sich. Der Erzherzog beklagt diese Prüfungen, die ihn zwingen, mit Kapital sehr hauszuhalten und manche geplante Anschaffung für seine Sammlungen zu unterlassen.

„6. November 1860.

Die Wirren in Italien sind mir ein wahrer Greuel, denn eine große Schande ist und bleibt für unser sogenanntes aufgeklärtes Jahrhundert, daß man Rechtsverdrehungen, Begriffsverwirrungen und mit Füßen treten alles Heiligen ungestraft ausführen, ja sogar gekrönte Häupter dazu die Hände bieten sieht."

Im Februar 1861 finden wir in einem Schreiben unter anderen folgende Bemerkungen: „Was Sie mir von Schmerlings und Pleners Salons sagen, die nunmehr allen Männern von Intelligenz offen stehen und es ihnen ermöglichten, den so verdienten Naturforscher Heuglin mit den Herren bekannt zu machen, kontrastirt gewaltig mit Goluchowskys Auftreten. Gebe Gott uns nur recht baldigen Frieden, aber ohne Kriegsbereitschaft, die uns bis ins Mark verzehrt. Der Pariser Mephistopheles hat gesprochen. Man irrt gewaltig, wenn man glaubt, daß seine Politik im eigenen Lande Anklang findet. In allen Klassen begegnet man dort einer gewissen Furcht vor dem Nationalunglück, welches auf die Dauer aus dem System vom 2. Dezember erwachsen müsse, und diese Furcht hüllt sich sogar in das Gewand der abenteuerlichsten Prophezeiungen.

Dem Kaiser sei es nicht um Italiens Einheit zu thun. Viktor Emanuel sei zu diskreditiren, Plon-Plon erhalte Toskana und die Herzogthümer, der kaiserliche Prinz den Titel eines Königs von Rom."

„Die Soireen bei Schmerling und Plener bringen oft heilsamere Erfolge mit sich als Hunderte von Reskripten und Tausende von Audienzen, denn sie vereinigen die Kapazitäten und bieten o[...] unbemerkt Gelegenheit, Dinge aufs Tapet zu bringen, Erfolg[...] bahnen, die man sonst nicht geträumt hätte."

(Ein Schlußartikel folgt.)

Ungereimte Lebensweisheit.

Von [Nachdruck verbo[...]
J. Knopf.

Rath.

Ihr jungen Kerle, merkt Euch das:
Spielt Ihr vergeblich den Galanten,
Bleibt auch die Maid so spröd' wie Glas,
Versucht's — mit einem Diamanten.

Die kompakte Masse.

Und das ist des Schicksals Ironie:
Die Menge begreift das kleine Talent,
Das mittlere bewundert sie,
Dieweil sie das große nicht erkennt.

Der Stein des Anstoßes.

Die Welt ist rund; doch stößt der Ehrenmann
Trotzdem an allen Ecken an.

Den Unzufriedenen.

Der gute Herrgott, der Keinen verläßt,
Nicht Kind, nicht Vater, nicht Mutter,
Giebt jedem Vogel sein Futter — —
Nur wirft er's ihm nicht ins Nest.

Grabschrift.

Auf jedem Grabstein steht es schön und klar:
„Hier ruht ein Mensch, der brav und ehrlich war
Und nie auch nur ein Wässerchen getrübt."
Ist's da nicht räthselhaft und wunderbar,
Daß es so viele schlechte Menschen giebt?!